

vor.¹⁾ Diese vier Häuser wurden um das Jahr 1792 von Alois Fürsten von Liechtenstein zu Einem in jener Gestalt erbaut, wie es uns noch heute mit seinen schöngezeichneten Figuren und seinem reichen Giebeldach erscheint, auf welchem die Inschrift prangt: „*ALOYSIVS JOSEPHVS P(rincipes) A. LIECHTENSTEIN REAEDIFICAVIT. H(as) AE(des) MDCCXCII.*“

Zwei dieser Häuser bildeten das eigentliche Palais, das dritte wurde für die fürstliche Kanzlei, die Bibliothek und Reitschule bestimmt, das vierte oder ehemalige Beneficiantenhaus endlich wurde auf Zinsen verlassen und wird gewöhnlich das kleine Liechtenstein'sche Haus genannt; es liegt in der Brunnngasse, wo es die Nr. 264 (neu Brunnngasse 1 oder Wallnerstrasse 5) führt.

XXXVIII. CAPITEL.

Die Himmelpfortgasse.



ieselbe leitet ihren uralten Namen von dem einstigen „*Himmelpfortenkloster*“ (Kloster der Himmelpfortnerinnen) her, welches schon im Jahre 1230 von Constantia, Tochter Belas III., Königs von Ungarn, und zweiten Gemahlin Przemysl Ottokars I. von Böhmen, gestiftet und von Kaiser Josef II. (1782) wieder aufgehoben wurde. Auch diese Gasse zeichnet sich durch altherwürdige Bauten vortheilhaft aus, und eines der wichtigsten und zugleich architektonisch hervorragendsten ist hier

das Palais des Prinzen Eugen, jetziges k. k. Finanzministerium Nr. 964 (neu 8).

Dasselbe wurde im Jahre 1704 aus drei kleinern Häusern durch die Architekten Lucas Hildebrand und Josef Emanuel Fischer von Erlach (Sohn des berühmten Josef Bernhard Fischer von Erlach) erbaut. Sowohl die prachtvoll ausgestattete Façade, als auch vor Allem das imposante Stiegenhaus und die grossartigen Säle machen den Bau zu einem der bedeutendsten und schönsten der Stadt und bezeugen den hohen künstlerischen Rang, den damals Hildebrand neben einem Fischer von Erlach einnahm.

Ein hochinteressantes Bild *sub Figur 173* zeigt uns den Bau in seiner vollen Breite. Leider fehlt uns im Bilde wie dem Gebäude in der Wirklichkeit die nöthige Fernsicht, um alle seine architektonischen Schönheiten würdigen und geniessen zu können.²⁾ Schon der Adel der äussern Form, der uns hier entgegentritt, ist ein getreuer Widerschein jener ebenso massvollen als reichen Schönheiten seines Innern.

¹⁾ In den ältesten Grundbüchern aus dem Jahre 1497 wird dieses Haus bezeichnet als „das Haus, so auf der Hochstrasse nächst der Badstuben gelegen, gegen der Wallnerstrasse als ein Freieigen mit sambt dem Caplanhaus, Capelle und Garten.“ Dieses Haus wurde sofort das alte Liechtensteinhaus genannt und in dem Grundbuche vom Jahre 1458 heisst es: „Das Haus, so 1458 Ambros Wiesundt inne gehabt und jetzt zum Landmarschallischen Liechtensteinischen Haus abgebrochen ist.“ Das fürstlich Liechtenstein'sche Palais wurde zu einem Fideicommissshause erhoben. Im Jahre 1805 war Johann, seit 1836 Alois und gegenwärtig Johann Fürst Liechtenstein der Fideicommissinhaber.

²⁾ Das Bild, von Salomon Kleiner gezeichnet, von S. A. Corvinus gestochen, aus der Zeit von 1724 bis 1730, 32 Cm. breit und 20.1 Cm. hoch, macht uns mit jenem imposanten Gebäude und seinen Detailschönheiten bekannt. Die drei imposanten Portale mit den schönen Thoraufsätzen, die prächtigen Festons und lebensgrossen Dachfiguren, die stylvollen, nicht überladenen Wand- und Gesimsverzierungen geben dem Ganzen einen gewissen vornehmen, feierlichen Charakter; besonders das herrliche Vestibule und diesem entsprechend das wahrhaft grossartige Treppenhaus mit seinen schönen mit Colossalfiguren gezierten Doppelstiegen überraschen förmlich noch heute den Beschauer.

Eugen besass das Gebäude schon zu Anfang des Jahres 1690, als er sich bereits „Ihro Majestät Feldmarschall und General der Cavallerie“ nannte, und im Jahre 1703 kaufte er noch drei kleine Häuser hinzu ¹⁾ und liess an ihrer Statt obigen Palast von jenen beiden Architekten erbauen, nachdem er vorerst die ihm vorgelegten Pläne alle persönlich überprüft hatte; denn er selbst besass einen hohen Grad von Bildung und ungewöhnlich fein geläuterten Geschmack; seine vielen zurückgelassenen Hausschätze und kostbaren Einrichtungsstücke, die Wahl seiner Bücher und Gemäldesammlungen, das Belvedere und die Anlagen der Gärten geben Kunde von dem hochgebildeten Geist ihres einstigen Besitzers. Aber nicht bloß als Gelehrter, sondern auch als Mensch hatte Eugen schätzenswerthe Eigenschaften, die besprochen zu werden verdienen.

Prinz Eugen von Savoyen,

wiewohl von schwachem Körperbau, klein und unansehnlich, die rechte Schulter etwas erhöht, war von der Natur äusserlich wohl nicht sehr begünstigt, seine Gesichtszüge waren unproportionirt, die Oberlippe so kurz, dass sie die beiden obern Schneidezähne nicht bedeckte, die Nase etwas aufgestülpt, die Wangen eingefallen, Gesicht und Hände stark gebräunt, aber sein dunkles Auge leuchtete voll Feuer, und seine geistreich belebten Gesichtszüge verliehen ihm etwas Interessantes, das seine Gebrechen rasch vergessen machte. Er war unverheiratet und äusserte sich oft rücksichtslos über diesen Punkt. „Es verträge sich schlecht,“ meinte er, „mit dem Kriegshandwerk, für Frau und Kinder zu sorgen und doch als Held im Felde sich zu schlagen.“ Die Liebe betrachtete er als eine gefährliche Leidenschaft, der sich ein Kluger nie ganz hingeben dürfe; Verliebte und Fanatiker seien in eine Kategorie zu stellen. Dennoch war er gegen Damen sehr galant, suchte sogar ihre Gesellschaft auf und wusste immer etwas Liebenswürdigen auf ihre Fragen zu erwidern.

So z. B., als ihn einst eine Dame, da er eben in den Krieg zu ziehen bereit war, mit der Frage anging: „Wie ist es möglich, Prinz, dass man nach so vielen glorreichen Siegen noch nach neuen Lorbeeren geizen mag?“ gab er zur Antwort: „Ach, Madame, wie ist es möglich, wenn man so schön ist, noch Roth aufzulegen?“

Nicht ohne innere und äussere Stürme floss das thatenreiche Leben Eugens dahin. Er war Präsident des Hofkriegsrathes, Conferenzminister, Sieger in vielen glänzenden Schlachten und General der Niederlande. Sollte man glauben, dass er trotz dieser Vertrauensstellung dennoch in die Ungnade seines Kaisers (Carls VI.) in dem Momente verfiel, als er sich eben anschickte, den spanischen (und somit auch den orientalischen) Einfluss zu brechen und die türkischen Festungen und Grenzländer seinem Kaiser zu Füssen zu legen?

Der spanische Einfluss nämlich war es, der dem Kaiser rieth, die Türken zu schonen und den Rathschlägen Eugens das Ohr zu verschliessen. Eugen aber wollte den Halbmond für immer zertrümmern, die Donau dem Kaiser bis zum Pruth erwerben und Oesterreich die Hegemonie des Orients verleihen.

Im Jahre 1719 kam es mit den Intriguen gegen Eugen so weit, dass Graf Nimpsch (Schwager Althan's), der als lustige Person beim Kaiser wohlgelitten war und sich Manches erlauben konnte, mit Verdächtigungen gegen denselben hervortrat und ihn verrätherischer Umtriebe mit Baiern bezichtigte, ja sogar versprach, durch den politischen Abenteurer Abbate Tedeschi die Beweise zu erbringen. Eugen, noch rechtzeitig hiervon in Kenntniss gesetzt, begab sich direct zum Kaiser und drang auf Bestrafung oder Entlassung der Schuldigen. Dieser männlichen Sprache konnte der Kaiser nicht widerstehen; er ordnete eine Untersuchung an, die den Tedeschi in den Kerker und

¹⁾ Das erste war das alte „Pallhaus“ des kaiserlichen Hofhutmachers Richard Fauconet, den man im Volksmunde den „Sutenedi“ nannte (daher noch heute auf der Wieden von ihm der *Sutenedisteg* seinen Namen hat); das zweite gehörte den Erben des Generals Grafen von Huschin und das dritte dem Claudius Lenglet, kaiserlichen Saalthürhüter.

Nimpsch zur Landesverweisung brachte. Erst später gewährte Carl VI., welch' ein Fehler die spanische Allianz war, und wie Eugen nur zu sehr Recht hatte.

Nicht uninteressant ist auch eine kleine Episode aus dem Kriegsleben des tapfern Prinzen. Als nämlich Eugen den glorreichen Sieg über die Türken bei Zenta erfocht, wollte der Hofkriegsrath ihn zur Verantwortung und Strafe ziehen, weil er ohne Erlaubnis zum Angriffe schritt. Dieser Fall hatte später in der militärischen Gesetzgebung die Feststellung einer Bestimmung zur Folge, die als Curiosum zu betrachten ist. Während nämlich der blinde Gehorsam die Seele des Militärwesens ist und als der eigentliche Kitt der ganzen Kriegsmaschine angesehen werden muss, kam durch den Sieg bei Zenta dennoch die Frage zur Sprache: wann der Untergebene auf dem Schlachtfelde seinen Vorgesetzten nicht zu gehorchen brauche, vielmehr auf eigene Faust handeln dürfe. Die Lösung dieser schwierigen Frage war so einzig in ihrer Art, dass sie bei Codificirung des Gesetzes eine Flut von Nachtragsverordnungen und zuletzt sogar die Gründung des Maria Theresien-Ordens zur Folge hatte.

Die Missgunst des Kaisers verwandelte sich rasch in die aufrichtigste Freundschaft, und bald gab es keine beliebtere Persönlichkeit bei Hof und beim Volke als „Prinz Eugen der edle Ritter“, der in allen deutschen Liedern besungen und verherrlicht wurde. Als Beweis seiner Popularität mag hier eine kleine Episode ihre Stelle finden. Am Thoreingange des Palastes befinden sich noch heute schöne Basreliefs, Hercules' Heldenthaten darstellend; ein Vorübergehender, dessen Namen die Geschichte nicht aufbewahrte, sah sich diese Bilder eine Weile an und schrieb dann mit Kreide die Worte an die Wand:

„Hercules' Heldenfaust	Merkt, dass des Kaisers Hercules
Zeigt diese Schilderei;	Hier Wohnung sei!“

Der 21. April 1736 brachte den Wienern die erschütternde Trauernachricht vom Tode Eugens. Der Kaiser liess ihm erzhertzogliche Ehren erweisen und die kaiserlichen Trabanten und Burgsoldaten vor dem Trauerhause (in der Himmelpfortgasse) und vor dem Sarge Wache halten. Vierzehn Feldmarschälle trugen beim Trauerzuge das Bahrtuch, und das weisse Leibpferd, das Eugen in allen Schlachten ritt, war kostbar geschirrt und auf den Sattel der Galaharnisch gebunden; auch wurde ein Trauergerüst vor dem Hause und ein Katafalk im Stefansdom durch mehrere Tage aufgerichtet gehalten.

Die Nichte des Prinzen, Victoria von Savoyen, vermälte Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, ererbte sein Vermögen und auch dieses Palais, das in der Folge vom kaiserlichen Hofe angekauft wurde.¹⁾

Im grossen Saale des Gebäudes sind die trefflichen Büsten der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Franz I. von Matthäus Donner aufgestellt, die sich noch gegenwärtig daselbst befinden.²⁾

Das alte Rákoczyhaus Nr. 952 (neu 13)

war im Jahre 1700 noch Eigenthum der Paul Rákoczy'schen Erben. Es ist deshalb geschichtlich merkwürdig, weil Franz Fürst Rákoczy (Sohn des entsetzten Fürsten von Siebenbürgen Georg Rákoczy) während seiner Anwesenheit in Wien hier im Hause wohnte und daselbst seine staatsgefährlichen Pläne schmiedete.

¹⁾ In den untern Theil des Hauses wurde nun das Münz- und Kupferamt verlegt, und als im Jahre 1836 das neue Münzgebäude auf der Landstrasse (Heumarkt 1) fertig wurde, von da wieder entfernt und an dessen Stelle die Hofkammer im Münz- und Bergwesen sammt der Bergwerksproducten-Verschleissdirection eingesetzt. Später war das Haus der Sitz der neuen Finanzhofstelle, nachher der allgemeinen Hofkammer und gegenwärtig des Finanzministeriums.

²⁾ Schlager erwähnt zwar in seiner Biographie „Ueber Georg Raphael Donner“ auf Seite 110 auch dieser beiden Büsten im Eugenpalast in der Himmelpfortgasse und sagt ausdrücklich, dass dies Arbeiten von Raphael Donner seien, und beruft sich auf das von ihm vielfach benützte Manuscript nach den Materialien Alois v. Bergenstamm's. Allein Fischer in seiner „Brevis Notitia Vindobonae“ im 4. Band, pag. 222 sagt ausdrücklich, dass beide Büsten von Matthäus Donner herrühren, der ein Bruder des Raphael und damals königlicher Münzeisenschneider war.

Er hatte sich schon lange dem Wiener Hofe verdächtig gemacht; ein zufälliges Ereignis aber sollte diese verrätherischen Umtriebe aufdecken. Mehrere Briefe von ungarischen Magnaten an den französischen Hof, welche man dem Oberstlieutenant Longeval, der lange Zeit mit ihnen in Verkehr stand, auf seiner Heimreise in die Niederlande abnahm, liessen auf eine Verschwörung schliessen, in welche Rákoczy, Bereszenyi und Sirmay nebst 80 andern ungarischen Edelleuten verwickelt waren. Unverzüglich erfolgte hierauf am 29. Mai 1701 im Schlosse zu Saros seine Verhaftung und seine Abführung nach Wiener-Neustadt, wo man ihn in dasselbe Gefängnis einschloss, wo vor 31 Jahren sein Oheim Zrinyi in Verwahrung war. Jedoch noch vor seiner Aburtheilung gelang es ihm aus der Haft zu entkommen. Indessen waren die ungarischen Malcontenten („Kuruzzen“ genannt) so mächtig angewachsen, dass sie ihn im April 1703 einluden, sich an ihre Spitze zu stellen. Gereizt durch das Todesurtheil, das die österreichische Regierung am 30. April 1703 über ihn *in effigie* verhängte, nahm er diese Aufforderung an. Die „Kuruzzen“ drangen nun in Streifzügen wiederholt bis Wien vor, wo sie in einzelne Vorstädte einfielen und dieselben plünderten und verwüsteten. Angesichts dieser Gräueltaten unterbreitete Prinz Eugen unterm 19. Februar 1704 dem Kaiser Leopold I. einen Plan, wonach zur Sicherheit der Vorstädte und namentlich gegen die Einfälle der „Kuruzzen“ eine Defensivlinie mit Gräben und Pallisaden um alle Vorstädte zu ziehen seien. Der Kaiser genehmigte den Plan; am 26. April 1704 wurde der Bau begonnen und schon am 11. Juni vollendet.

So waren denn die „Kuruzzen“¹⁾ der Anlass zu jenem Linienwall Wiens, der noch heute besteht und als Verzehrungssteuergrenze benützt wird.

Das Meissl'sche Haus Nr. 949 (neu 7)

steht heute auf dem Grunde der einstigen Himmelfortenkirche,²⁾ deren Baustelle nach Aufhebung des Klosters und der Kirche im Jahre 1783 an Private veräussert wurde. Der erste grundbücherliche Besitzer war Josef Meissl, dessen Leibeserben bis in die neueste Zeit dasselbe inne hatten.³⁾

¹⁾ Die „Kuruzzen“ waren eine Art militärisch organisirter, schlecht disciplinirter ungarischer Räuberbanden, die seit dem XVII. Jahrhundert fast alljährlich über die ungarische Grenze bis Wien vordrangen und in den höher gelegenen Vorstädten St. Ulrich, Spittelberg etc. ihre Gräueltaten verübten, raubten, mordeten und brandschatzten, und bis das damals schwerfällige Militär aufmarschirte, längst wieder auf ihren kleinen pfeilschnellen ungarischen Pferden über die Grenze verschwanden, ohne dass man ihrer habhaft werden konnte. Sie waren daher sehr gefährliche Feinde, und schon ihr Name erfüllte die Wiener mit Schrecken und Bangen. Da aber ebenso auch die Türken den Wienern ein Schrecknis waren (da sie die Stadt bekanntlich zweimal belagerten, nämlich 1529 und 1683), so kam es, dass diese beiden gefährlichen Feinde Anlass zu einem echt wienerischen Sprichwort gaben. Wenn nämlich im XVII. und auch zum Theil zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts ein Wiener einem andern etwas Böses nachfluchen wollte, so sagte er gewöhnlich als Ausdruck des Schrecklichen: „Die Türken und Kuruzzen sollen dich holen!“ Dieser Ausdruck erbte sich von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht fort, und noch heute flucht das Volk: „Krutzitürken!“

²⁾ Die Entstehung des Klosters und der Kirche reicht bis in die Jahre 1230 bis 1240 zurück. Um diese Zeit zerfleischte Zwietracht unter Ottokar I. das Böhmerland. Nach dem Tode dieses Königs entfloh die königliche Witwe Constantia nach Wien, wo sie mit mehreren frommen Jungfrauen dieses Kloster stiftete, um, von aller Welt abgeschieden, ein gottgefälliges, den Armen und Kranken geweihtes Leben zu führen. Man nannte sie die eingeschlossenen Frauen (*inclusae* oder *reclusae*), da sie sich in ihren Zellen verschlossen, ohne aus denselben, so lange sie lebten, herauszugehen. Aber auch hier fand Constantia ihre Seelenruhe nicht und politische Gründe zwangen sie wieder nach Ungarn zu entfliehen. Nun nahm Agnes, die Wittve des verstorbenen Königs Andreas III. von Ungarn (Schwester Otto's des Fröhlichen), sich dieses Klosters an und wurde so die zweite Stifterin desselben, daher man es auch St. Agnes- oder Katharinakloster nannte. Zur Zeit der grossen Pest 1586 starben alle Nonnen bis auf eine aus. Erzherzog Ernst und der Wiener Bischof Caspar Neubeck führten nun eine neue Kolonie, Clarisserinnen aus dem Stifte St. Jacob auf der Hülten (heutiger Jacoberhof), in das verödete Kloster. Das Kloster war eines der reichsten und besass mehrere Häuser und Grundstücke in der Stadt, auf der Landstrasse und auch in Lichtenthal unter dem sogenannten „Sporkenpühl“, daher dieser Grund noch heute „Himmelfortgrund“ genannt wird. Als Kloster und Kirche das Los der Auflösung traf, kamen viele Kostbarkeiten in andere Kirchen, so auch das berühmte uralte Gnadenbild, „die Hausmutter“ genannt, nach St. Stefan und zwar zuerst in die Schatzkammer, dann aber in die Eligiuscapelle, wo es noch heute zu sehen ist.

³⁾ An der Gewähr standen: 1783 Josef Meissl, 1806 Meissl's Erben, 1820 Brüder Meissl, Rosalia Smetana, Franziska Matoschek, später Josef Meissl's Erben und gegenwärtig Carl Müller.